

# Theologiestudium und kirchlicher Dienst

*Von Karl Lehmann*

Das katholische Theologiestudium hat im ganzen die Krise der akademischen Bildung und der Universitäten relativ gut überstanden. Der Kanon der wichtigsten Studieninhalte ist vor einer Auflösung in willkürliche Besonderheiten einigermaßen bewahrt geblieben. Die innere Logik der Ausbildung und der Zusammenhang unter den einzelnen Disziplinen sind im Verlauf des Studiums erkennbar geblieben. Die Kriterien für Habilitation und Berufung der Hochschullehrer unterlagen kaum einem fachfremden und gar politischen Druck. Die Nähe der Lehrenden zu den Lernenden und die Gelegenheit einer persönlichen Aussprache sind durchaus noch gegeben. Das Verhältnis zwischen den verschiedenen Gruppen (Studenten, Wiss. Mitarbeiter, akademischer Mittelbau usw.) war zwar von Fall zu Fall gespannt, es war jedoch selten durch permanente Konfliktstrategie und Politisierung auf Dauer bestimmt.

Dies soll nicht heißen, die katholische Theologie wäre eine unberührte Insel inmitten stürmischer Wogen von Bildungspolitik und Universitätsproblemen. Alle Beeinträchtigungen, die auch sonst spürbar sind, schlagen – wenngleich mit verminderter Kraft – in der Theologie durch: steigende Studentenzahlen, größere Anonymität, Verschulung und Reglementierung des Studiums, enormer Rückgang der Kenntnisse in den klassischen Sprachen, Verminderung des Wissens in den Grundgehalten humanistischer Bildung, Schwächen in den formalen Befähigungen (konsequentes logisches Denken, Strukturieren gedanklicher Vollzüge, sprachliche Disziplin, Rechtschreibung), wachsende Spezialisierung und zu kurzfristige Praxisorientierung. Diese Einbrüche haben die katholische Theologie zum Teil erheblich mitgetroffen.

Die ausgesprochene Grunddiagnose bleibt jedoch bestehen. Im folgenden sollen die wichtigsten Fragen und Probleme erörtert werden, wie sie weniger formalen wissenschaftstheoretischen Erörterungen oder Überlegungen zur Studienreform, sondern der täglichen Erfahrung im Umgang mit der Sache entspringen<sup>1</sup>.

---

<sup>1</sup> Zu den offiziellen Überlegungen und Ordnungen vgl. H. Schmitz (Hrsg.), *Priesterausbildung und Theologiestudium* (= Nachkonziliare Dokumentation 25). Trier 1974; Rahmenordnung für die Priesterbildung, verabschiedet von der Deutschen Bischofskonferenz in der Vollversammlung vom 13.–16. Februar 1978 (= Die deutschen Bischöfe 15). Bonn 1978 (Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz); umfassendere Studien vgl. die bisher erschienenen Bände: Kommission »Curricula in Theologie« des Westdeutschen Fakultätentages durch E. Feifel (Hrsg.)

### 1. *Theologie im Horizont moderner Wissenschaft*

Theologie ist nicht identisch mit Religionsgeschichte und Religionswissenschaft. Sie behandelt nicht nur historische Dokumente eines vergangenen Glaubens in geistesgeschichtlicher Perspektive, sondern sie versucht den sachlichen Anspruch der Offenbarung Gottes für die jeweilige Gegenwart zur Sprache zu bringen. Dies schließt ein, daß die Theologie den Glauben der Kirche voraussetzt. So sehr sie diesem kritisch nachdenkt und ihn für die Zukunft neu formen will, so sehr lebt sie von ihm. In dieser Spannung zwischen Herkunft und Gegenwart, vorgegebener Natur und kritischer Methode, Wissenschaft und gelebtem Glauben liegt die Dramatik der Theologie in der jüngeren Neuzeit. Es ist fast selbstverständlich, daß das Austragen dieser Aporien auch die Gestaltung des Studiums und den Bildungsweg des einzelnen Studenten mitbestimmt.

a) *Verwissenschaftlichung*: Die wissenschaftliche Zivilisation schafft auch in der Theologie einen äußersten Grad von Objektivierung. Die Lebensvollzüge von Glaube, Hoffnung und Liebe werden aus ihrem unmittelbaren »Funktionieren« gleichsam herausgedreht, von ihrem existentiellen Kontext abgehoben und dem Betrachter in einer nüchtern-distanzierten Objektivierung entgegengehalten. Theologie bedeutet immer schon eine Vivisektion des gelebten Glaubens. Dieses Vorgehen hat eine Suspension und Einklammerung der unmittelbaren Gültigkeit der gläubigen Verhaltensweisen zur Folge. Der Kontrast zur christlichen Alltagserfahrung kann dabei immer größer werden. Ja, diese kann hinter den wissenschaftlichen Fragestellungen fast ganz zurücktreten. Wenn dann der Glaube in seinen bisherigen Formen und Artikulationen in Frage gestellt wird oder gefährdet erscheint, so empfindet man die wissenschaftliche Theologie als eine zerstörerische Kraft.

In der Tat kann die Theologie mit ihrer notwendig grenzenlosen kritischen Kraft ihren eigenen Gegenstand aufzehren. Unter der Hand wissenschaftlicher Methoden scheint jeder unbedingte Anspruch des geschichtlich vermittelten Evangeliums zu erlöschen. Franz Overbeck ist ein Beispiel für die selbstmörderische Gewalt eines extremen kritischen Fragens in der Theologie der Moderne. Jeder Theologe, ob Lehrer oder Student, spürt etwas von dieser Gefährdung.

---

SKT, Studium katholische Theologie, Berichte/Analysen/Vorschläge, Band 1–6. Zürich/Einsiedeln/Köln 1973–1980; vgl. auf evangelischer Seite die im Auftrag der Gemischten Kommission herausgegebenen Studien: T. Rendtorff/H. Reiß (Hrsg.), Reform der theologischen Ausbildung, Empfehlungen zur Reform der theologischen Ausbildung, Band 1–10. Stuttgart/Berlin 1967–1973; zu den Reformbemühungen vgl. auch G. Biemer/A. Biesinger (Hrsg.), Theologie im Religionsunterricht. Zur Begründung der Inhalte des Religionsunterrichtes aus der Theologie. München 1976; von inhaltlichen und wissenschaftstheoretischen Einführungen in die Theologie muß ebenso abgesehen werden wie von der Einübung der Studenten in das wissenschaftliche Arbeiten und in die theologische Bücherkunde, vgl. zusammenfassend A. Raffelt, Proseminar Theologie. Freiburg/Basel/Wien <sup>2</sup>1977 (mit zahlreichen Literaturangaben).

Heilmittel bestehen nicht darin, künstliche Grenzen des wissenschaftlichen Forschens und Frageverbote aufzurichten. Solche »Gegengifte« bestehen zunächst wohl in folgenden Verhaltensweisen:

1. Die Verantwortung des Theologen erweist sich in der sorgfältigen und selbstkritischen Beachtung wissenschaftlicher Methoden, die auch die Grenzen eigener Erkenntnisse einzuordnen versteht.

2. Eine wissenschaftliche Halbbildung bleibt oft bei negativen Teilergebnissen stehen, die dann destruktiv wirken können; wer eine wissenschaftliche Klärung wirklich durchhält, kommt auch in der Theologie am Ende zu neuen Erkenntnissen, die wieder reich machen.

b) *Spezialisierung*: Zur modernen Wissenschaft gehört eine sich immer steigernde Arbeitsteilung. Die Differenzierung der Erkenntnisse und Methoden kann gerade in jenen geisteswissenschaftlichen Disziplinen bedrückend werden, die sich nicht nur mit einem immer kleineren Detail zufriedengeben können, sondern auf Gedeih und Verderb mit der Frage nach einem Ganzen, nach dem Woher, Wozu und Wohin des Lebens verbunden sind. Dies gilt in besonderer Weise für das philosophische und theologische Denken. Für die theologische Forschung ist die Spezialisierung ähnlich unentbehrlich wie in den anderen Sektoren der modernen Wissenschaft. Die Uferlosigkeit des Wissens läßt sich aber in den systematischen Disziplinen nur sehr schwierig bewältigen. Karl Rahner hat immer wieder darauf hingewiesen, der Systematiker von heute sei angesichts der außerordentlichen Vermehrung des Wissensstoffes aus den zugeordneten Nachbarfächern so etwas wie ein »Dilettant«. Das Problem ist unausweichlich: Niemand kann von vornherein erklären, dieses oder jenes vereinzelte, sogar entlegene Forschungsergebnis sei irrelevant; gleichwohl darf man sich nicht bei der Anhäufung reiner Fakten aufhalten, wenn man zu einem überzeugenden Entwurf der christlichen Wahrheit im ganzen gelangen möchte.

Dieses Problem scheint mir im gegenwärtigen Theologiestudium am wenigsten bewältigt zu sein, und zwar bei Lehrenden und Lernenden. Exegetisch-historische und auch noch praktische Fächer können leichter exemplarisch arbeiten. In gewissen Grenzen tut das auch die systematische Theologie, aber sie muß einen bestimmten inhaltlich vorgegebenen Kanon mitteilen. Das Problem steigert sich, weil die Masse der Materialien enorm gewachsen ist, die zur Verfügung stehenden Stunden für die Vermittlung jedoch eher eingeschränkt worden sind. Im Grunde sind jedoch alle Disziplinen betroffen. Jeder kennt leidvolle Erfahrungen: Der Kandidat hat zwar etwas über die Jesuitenpädagogik angelernt, aber er weiß über Ignatius von Loyola so gut wie nichts, nicht einmal das Jahrhundert, in dem er gelebt hat; man lernt redaktionsgeschichtliche Hypothesen über Mk 13 auswendig, kann aber nicht sagen, was im Römerbrief steht; man berichtet über die immanente Trinitätslehre bei Augustinus, weiß aber nichts von neutestamentlichen Zeugnissen

über den dreifaltigen Gott. Die Prüfungsordnungen erleichtern diese sehr zufällige Auswahl theologischer Themen. Das Ganze nicht nur der Theologie, sondern auch der einzelnen Disziplinen entschwindet immer mehr dem Blick. Das Spezialwissen wächst, verlässliches Grundwissen nimmt immer mehr ab. Mit dieser Entwicklung kann der Student auch immer weniger umfassende und innere Zusammenhänge erkennen und nachvollziehen.

Eine unbesehene »Entrümpelung« der Studienpläne, wie sie pauschal oft gefordert wird, hilft nicht weiter. Überhaupt versagen alle quantitativ orientierten Reformmodelle. Es geht um das Wiedergewinnen eines qualitativen Grundwissens, das zwar nicht einfach überzeitlich vorgestellt werden darf, aber doch eine den Studenten begleitende Orientierung in den theologischen Leitaussagen darstellt. Auf ein solches Grundwissen muß er sich auch dann verlassen können, wenn aktuelle Fragestellungen wechseln und neue Probleme auftauchen. Eine Fortbildung hätte dann überwiegend die Aufgabe, dieses Grundwissen je nach dem theologischen Erkenntnisstand zu vertiefen. Dieses Grundwissen sollte vornehmlich in Vorlesungen vermittelt und in Übungen gemeinsam durchgesprochen werden (einschließlich von Kolloquien und Fragestunden). Ein anderer Pol, der nicht minder wichtig ist, jedoch mit dem »Grundwissen« nicht vermengt werden darf, ist die Einübung in das konkrete wissenschaftliche Arbeiten und Forschen, das selbstverständlich immer nur an sehr begrenzten Objekten durchgeführt werden kann. Dies geschieht vorwiegend in den Seminaren. Spezialvorlesungen dienen der Hinführung zu begrenzten Problemstellungen, die in größerer Spezialisierung erörtert werden können und exemplarischen Charakter haben dürfen. Das Ziel dieser Differenzierungen liegt auf der Hand: Der Erwerb des Grundwissens muß von rasch vorübergehenden Aktualitäten und von zu persönlich orientierten Lieblingsthemen entlastet werden, während die wissenschaftliche Detailarbeit nur wirklich Früchte trägt, wenn eine verlässliche Grundorientierung gegeben ist. Man wird nicht sagen können, daß diese Erfordernisse im heutigen Lehr- und Forschungsbetrieb genügend beachtet werden.

c) *Lebendige Überlieferung und Historismus*: Ein weiteres Grundproblem ist durch den fundamentalen Geschichtsbezug der Theologie gegeben. Zunächst kann das notwendige Wissen um das Einbezogensein in die lebendige Überlieferung des kirchlichen Glaubens schon von den äußeren Bedingungen her nur mühsam aufrechterhalten werden. Dies beginnt bereits bei der Beherrschung der klassischen Sprachen (Latein, Griechisch, Hebräisch). Der Abbau an Kenntnissen in diesem Bereich ist bei einem Großteil der Studenten, die bereits vor Eintritt in die Hochschule die entsprechenden Prüfungen absolvierten, erschreckend hoch. Nicht selten begegnet einem als Begründung, man könne doch nicht die Übersetzung eines (zumeist kleinen und leichten) lateinischen Textes verlangen, denn das Latein sei schließlich schon

vor ein bis zwei Jahren auf der Schule abgeschlossen worden. Für jene Studenten, die erst während des Studiums die klassischen Sprachen nachlernen müssen, ist der Weg in die Theologie außerordentlich hart, zumal wenn es sich um Spätberufene oder um den zweiten bzw. dritten Bildungsweg handelt. Hier sind inzwischen neue Wege gefunden worden, wenn freilich noch längst nicht alles befriedigend geklärt ist. Das wissenschaftliche Studium der Theologie an den Hochschulen und Universitäten kann jedoch nicht mehr als solches gewährleistet werden, wenn man auf solide Sprachenkenntnisse verzichtet. Es gibt dann auch keine überzeugenden Argumente mehr zur Differenzierung der Ausbildungswege und Studiengänge an Theologischen Hochschulen und Universitätsfakultäten, Pädagogischen Hochschulen, Fachhochschulen und Fachschulen.

Zugleich muß man sich darüber im klaren sein, daß das »Sprachenproblem« keineswegs so peripher ist, wie es manchmal scheint. Im Grunde geht es um die Möglichkeit, sich in einer authentischen Weise die große Glaubensüberlieferung der Kirche anzueignen. Dieser Prozeß wird empfindlich gestört, wenn die Aneignung mit Ressentiments und Aversionen gegen fremde Sprach- und Kulturwelten verbunden wird. Ein Teil der wissenschaftlichen Zivilisation ist ohnehin von einem Sog geschichtlicher Abstraktion ergriffen, der Tradition und Herkunft als grundlegend suspekt betrachtet. Hinter Überlieferung und Geschichte stecken angeblich Mächte der Repression und der Unvernunft. Die Vermittlung traditioneller Wissensstoffe wird in der Verlängerung dieses Trends als autoritär, gegenaufklärerisch und antiemanzipatorisch empfunden. Es ist ein hartes, aber nicht aussichtsloses Bemühen, gegen diese Tendenzen anzukämpfen und zu zeigen, daß man nur dann wirklich aufgeklärt ist, wenn man um den Tiefgang der Geschichte weiß, die auch noch unser »modernes« Verstehen bedingt und oft in verborgener Weise prägt, und wenn man erkennt, daß im Bereich des Geistig-Personalen Erkenntnisgewinne früherer Zeiten nicht einfachhin veralten. Gewonnene Erfahrungen des Glaubens dürfen nicht vergessen oder unterschlagen werden, wenn man wirklich kritisch sein will.

Natürlich beschäftigt sich die Theologie wesensnotwendig mit der Geschichte des Glaubens. Aber dies heißt noch nicht, daß aus ihr lebendige Zeugnisse und Zeugen sprechen, zu denen man selbst ein sachliches Verhältnis bekommt und in einem inneren Zusammenhang steht. Gewiß, die gewordene Geschichte darf nicht theologisch überhöht und glorifiziert werden. Aber die Dominanz eines bestimmten Typs geschichtlicher Erkenntnis verführt dazu, die Zeugnisse der Glaubensgeschichte nur als Dokumente einer vergangenen Welt zu betrachten. Eine grenzenlose Relativierung aller geschichtlichen Ereignisse ist das Ergebnis. Es ist dann kein Wunder, daß solche Historie als Ballast erscheint. Selbstverständlich geht es nicht um ein Zurückdrängen unserer heutigen Erkenntnismöglichkeiten und Methoden. Die

Entdeckung der geschichtlichen Bedingtheit und Situationsbezogenheit theologischer Aussagen und Ereignisse gehört unabdingbar zum wissenschaftlichen Studium der Theologie. Der Historismus ist jedoch keineswegs – wie auch außerhalb der Theologie nicht – überwunden. Es fehlt an einer nüchternen, positiven Reflexion über das Verhältnis von Geschichte und Ewigkeit, Historie und Eschatologie, Zeit und Geist (letzteres vor allem im Sinne des Heiligen Geistes).

Diese Schwierigkeiten stehen an der Wiege der Theologie als Wissenschaft und besonders ihrer neuzeitlichen Erkenntnisweisen. Es hat keinen Sinn, in einer romantischen Kulturkritik sich nach angeblich besseren Zeiten zurückzusehnen. Überdies haben die modernen Methoden trotz mancher Irr- und Umwege eindrucksvolle und unumstößliche Sachergebnisse erbracht. Das Bewußtsein für die Schattenseiten dieses Fortschritts wächst jedoch. Noch ist kein einfacher »Ausgleich« in Sicht. Auch ein Theologiestudent muß heute lernen, zwischen Nostalgie und Revolution, Traditionalismus und Modernismus solche Konflikte wahrzunehmen, auszuhalten und austragen zu helfen. Weiß man darum, so kann man viele Schwierigkeiten des heutigen Theologiestudiums objektiver beurteilen. Man wird auch widerstandsfähiger gegen zu einfache Rezepte.

## 2. Die Situation der Lernenden

Viele Probleme entstammen dieser Situation. Von ihr sind auch zahlreiche Theologiestudenten betroffen, so daß sich von diesem Kontext her Diagnose und Therapie bestimmen.

a) *Veränderte Ausgangsbedingungen:* Die meisten Theologiestudenten kommen heute mit anderen Voraussetzungen zum Studium als früher. Viele Faktoren liegen diesem Phänomen zugrunde. Auch wenn das Elternhaus und die Pfarrgemeinde immer noch prägend sind für das Entstehen geistlicher Berufe, so melden sich viele junge Menschen aus ganz anderen Motiven zum Theologiestudium. Auch sehr nüchterne Berufsprobleme der Gegenwart stehen im Vordergrund. Dies hat zur Konsequenz, daß die Anfangsmotivation vieler Studenten sehr vage und breit gefächert ist. Oft ist es nur ein vordergründiges persönliches Interesse zu sehen, »ob hinter dem Glauben etwas steckt«, »ob mit dem Glauben etwas anzufangen ist« und »zu probieren, ob es sich lohnt«. Man darf diese manchmal sehr schmale Ausgangslage nicht einfach abtun. Vielmehr muß man dem heutigen Theologiestudenten die Chance geben, daß sich eine solche anfängliche Motivation klären und vertiefen kann. Jeder hat das Recht auf einen solchen Weg. Oft stehen erst am Ende eines mühsamen Prozesses Worte wie Berufung, Dienst und Amt, die früheren Generationen fast von Anfang an vertraut waren. Darum ist auch der

Umgang mit heutigen Theologiestudenten in geistlicher Hinsicht sehr zeit- und personalintensiv, wie jeder Spiritual nur zu gut weiß. Vielleicht unterschätzt man vielerorts die Notwendigkeit, das Recht und die Chancen eines solchen dynamischen Weges. Auf diese spirituelle Beratung wird nochmals zurückzukommen sein.

Studienmäßig kann man diese Probleme nur bis zu einem bestimmten Grad auffangen. Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil hat sich die dort erhobene Forderung nach einer »Einführung in das Heilsgeheimnis Jesu Christi« (Dekret über die Ausbildung der Priester, Art. 14) als eines der wichtigsten Elemente der Studienreform erwiesen. Das Konzil hat dieses Programm nur sehr vage umschrieben. Dafür wurde jedoch die Möglichkeit verschiedenartiger Entwürfe offengelassen. Diese Diskussion ist leider ohne wirkliche Ergebnisse geblieben. Das Grundkonzept ist jedoch klar: Die Studienanfänger brauchen aus sehr unterschiedlichen Gründen eine Einführung in das gelebte Ganze des christlichen Glaubens, das noch vor aller Aufsplitterung in Fachdisziplinen und wissenschaftliche Einzelforschung liegt. Die Situation des Religionsunterrichtes, die bereits geschilderte Motivationslage, die Tendenz zur Spezialisierung und die Pluralität der Disziplinen verlangen einen solchen Einstieg in die Grundfragen des christlichen Glaubens (Gott, Jesus Christus, Geist/Kirche/Sakramente) auf einer »ersten Reflexionsstufe« (Karl Rahner). Der Leitfaden der klassischen Glaubensbekenntnisse ist eine, freilich keineswegs die einzige Durchführungsmöglichkeit. Ein solcher »Grundkurs« ist auch darum notwendig, weil sonst das Studium der ersten Semester ein Übergewicht an historischer Information erhält und der Student wenig unmittelbar mit der Sache des Glaubens konfrontiert wird (die Fundamentaltheologie ist meist an das Ende des Studiums gerückt). Von dieser Einübung in die Grundlagen und das Ganze des Glaubens her können Berufsentscheidungen besser vorbereitet werden. Schließlich ist auch von diesem inhaltlichen Überblick über die Grundthemen der Theologie das Verständnis für die Einheit der Disziplinen und der Sache selbst zurückzugewinnen. Ob es angebracht ist, diesen »Einführungskurs« abwechselnd durch einzelne Disziplinen oder durch ein Team zu gestalten, kann hier offen bleiben. Es scheint mir jedoch notwendig zu sein, daß der zentrale Teil des Einführungskurses, die Einführung in den Glauben, von einem dafür qualifizierten Hochschullehrer wahrgenommen wird. Sonst gehen die notwendige innere Ganzheit eines solchen Versuchs, die überzeugende Gesamtstruktur und auch ein gewisser Zeugnischarakter verloren. Man wird nicht sagen können, daß die verschiedenen Reformversuche dieser zentralen Aufgabe der Gestaltung des ersten Studienabschnittes bisher gerecht geworden sind. So findet sich alles noch im Stadium eines wenig kontrollierten Experiments.

*b) Spirituelle Dimension:* Ein Hauptvorwurf geht dahin, die moderne Theologie stärke nicht den Glauben des Theologiestudenten, sondern unter-

grabe ihn eher. Man beklagt die spirituelle Trockenheit und Armut, die mit einem überzüchteten Spezialistentum gegeben sei. Dieser Einwand verdient eine sorgfältige Beachtung. Es ist schon deutlich geworden, daß die Theologie im Horizont der modernen Wissenschaft zwar dem Glaubensvollzug dienen will, aber nicht mit ihm identisch ist. Eine Flucht vor der geistigen Verantwortung des Glaubens, die heute auch durch schwierige Fragen und Zweifel hindurch erfolgen muß, wäre unmenschlich und unkatholisch. Spiritualität darf nicht mit problemloser Theologie verwechselt werden. Von der geistigen Auseinandersetzung kann der Theologiestudent nicht dispensiert werden. Im übrigen darf man die wissenschaftliche Theologie nicht überfordern: Die Lehrkanzel einer modernen Hochschule ist von Funktion und Atmosphäre her nicht zu verwechseln mit der Predigtkanzel und einem Gesprächszimmer. Dies heißt natürlich nicht, daß die theologische Lehre nur einer neutralen Information dient. Die Überzeugungskraft der christlichen Botschaft und die Glaubwürdigkeit des Vermittlers dürfen nicht fehlen. Ohne ein Element von Zeugenschaft gibt es keine lebendige Theologie. Darum ist die spirituelle Wirkung der wissenschaftlichen Theologie eher indirekt: Die Studenten merken an der Sachlichkeit, dem sorgfältigen Interesse, der abgewogenen Darstellung und der Sprechweise, ob es den Lehrenden um eine auch ihn in Pflicht nehmende Einführung in den Glauben geht oder ob andere Motive im Vordergrund stehen. Nur wenigen dürfte das seltene Charisma gegeben sein, über eine längere Zeit hinweg *direkt* glaubenerweckend zu wirken, und zwar im Rahmen einer modernen Massenuniversität. Die Bedingungen dafür sind wesentlich schwieriger geworden.

Ein anderer Boden für eine tiefere menschliche und geistliche Begegnung zwischen Lehrenden und Lernenden ist nicht leicht zu finden. Die Trennung von Lern- und Wohnwelt ermöglicht den Studenten zumeist nicht, ihre theologischen Lehrer, sofern sie Priester sind, in der Verkündigung und im pastoralen Dienst kennenzulernen. Der Student hat sehr oft nur einen winzigen Ausschnitt an Einblick in das Gesamttätigkeitsfeld eines theologischen Lehrers. Hier kommt es leicht zu Verzerrungen, wenn nur die Perspektiven des Hörsaals, des Seminars und der Prüfung maßgebend sind. Selbstverständlich gibt es Versuche, diese Fremdheit zu überwinden, aber allen solchen Bemühungen sind allein schon durch die relativ hohe Zahl der Theologiestudenten Grenzen gesetzt. Es steht jedoch außer Zweifel, daß man mehr schöpferische Phantasie aufwenden muß, um diese Gräben zu überbrücken. Im übrigen klafft hier natürlich ein großer Unterschied zwischen der Priesterausbildung und dem Theologiestudium der Laien.

c) *Priesterkandidaten und Lientheologen*: Für die Priesterkandidaten ist in jeder Hinsicht vorgesorgt. Jahrhundertelange Erfahrungen und hilfreiche Einrichtungen erleichtern die äußeren und inneren Bedingungen des theologischen Studiums und spirituellen Wachstums. Dies gilt gerade für den deut-

schen Sprachbereich, wo die theologischen Konvikte und die Priesterseminare durch einigermaßen gelungene Reformen die nachkonziliaren Wirren um die Priesterausbildung überstanden haben und lebensfähig geblieben sind. Der Personalmangel in den Bistümern verführt manchmal jedoch unterschwellig und ungewollt die Verantwortlichen dazu, sich auf der Ebene des theologischen Studiums mit geringeren Leistungen zufrieden zu geben. Dies bedeutet nicht das Einstimmen in ein gängiges Pauschalurteil, die Priesterkandidaten seien im Unterschied zu den Laientheologen weniger begabt und weniger fleißig. Eine solche generelle Annahme läßt sich leicht durch Fakten widerlegen. Dennoch bleibt das aufgezeigte Problem bestehen. Die Gründe sind vielfältig. Die Laientheologen stehen im Blick auf ihre Berufschancen unter einem bestimmten Druck, der sie in vielen Fällen zu größeren Leistungen anspornt. Angesichts der wachsenden Zahl von Laientheologen ist es kein Wunder, daß proportional eine größere Zahl sehr gut begabter Studenten unter ihnen ist. Die Priesterkandidaten sind ihrerseits durch die Lebensgewohnheiten und Verpflichtungen des gemeinsamen Lebens in den Konvikten und Seminaren oft überfordert, so daß vor allem das selbständige, persönliche Studium in vielen Fällen zu kurz kommt. Viele Wohngemeinschaften verschlingen einen großen Teil der zur Verfügung stehenden freien Zeit. Hier bedarf es sicher einer neuen Ausbalancierung des Verhältnisses von notwendiger Einsamkeit und Gemeinschaftsverpflichtung. Schließlich ist nicht zu übersehen, daß viele Priesterkandidaten – oft bedingt durch die Schwierigkeiten des Theologiestudiums – zu früh nach Praxisorientierung und spiritueller Fruchtbarkeit als Kriterien der Ausbildung rufen und sich entsprechend verhalten. Daraus resultiert gelegentlich eine regelrechte Theoriefeindlichkeit.

Das skizzierte Problemfeld ist sicher noch differenzierter. Jeder Regens könnte weitere Perspektiven beisteuern. Worauf es hier ankommt, ist jedoch folgendes: Durch die erwähnten Unterschiede zwischen Priesterkandidaten und Laientheologen entsteht insgeheim ein großes Konfliktpotential, das nicht weiter unbeachtet bleiben darf. Die Laientheologen, die in den Dienst der Kirche eintreten oder wenigstens kirchliche Aufgaben übernehmen wollen, fühlen sich benachteiligt. Sie verweisen auf die relativ immer noch hohe Zahl der Priester, die zum Beispiel für die Ausbildung künftiger Priester zur Verfügung steht, während in sehr vielen Fällen nur ein Hochschulpfarrer neben anderen Aufgaben für eine sehr hohe Zahl von Laientheologen eingesetzt ist. In der Tat liegt hier ein großes Defizit. Für die Ausbildung der künftigen Pastoralreferenten /-assistenten ist in allerletzter Zeit eine gewisse Abhilfe geschaffen worden. Aber das grundsätzliche Problem ist weithin unerledigt. Wenn man die Ausgangslage und die Motivation vieler Theologiestudenten ins Auge faßt, dann kommt alles auf die geistliche Begleitung und Führung während des Studiums an. Die Kirche spart am falschen Platz, wenn sie an

dieser Stelle – trotz des Priestermangels – nicht ihre besten Kräfte einsetzt. Auf informeller Ebene (z. B. auf dem Boden der Hochschulgemeinden) sollte es darüber hinaus viel öfter zur Begegnung zwischen den Studenten und dem kirchlichen Amt kommen. Die schriftlich erteilte »Missio canonica« allein kann keine kirchliche Bindung schaffen. Autorität und Vertrauen müssen wenigstens bis zu einem Minimum personal und durch persönliche Begegnung vermittelt werden. Wenn in diesem Bereich neue Zeichen gesetzt würden, dann ließen sich wahrscheinlich manche Ressentiments auf seiten der Laientheologen, die es durchaus gibt, abbauen.

Noch viele dornige Aufgaben wären anzusprechen, wie zum Beispiel die Ausbildungspläne für die künftigen Religionslehrer an Gymnasien, Realschulen und Berufsschulen, was jedoch längere Ausführungen erforderlich machen würde. Das Thema ist auch nicht befriedigend zu erörtern ohne Einbeziehen des Verhältnisses von Theologie und Lehramt, Wissenschaft und Autorität, Wissenschaft und Lebenswahrheit. Aber vielleicht sind einige Schwerpunkte der gemeinsamen Sorge offenbar geworden. Sicher kommt es in Zukunft weniger auf übertrieben ausführliche und ängstlich absichernde Ordnungen und Ausbildungspläne an. Die Ergebnisse der staatlichen Bildungspolitik könnten noch rechtzeitig eine Mahnung sein. Auch im Bereich des Theologiestudiums sind alte und neue Werte entscheidend: Sachlichkeit, persönliche Bereitschaft, Mut zum Zeugnis, unaufdringliches Vorbildsein.